

**„Hoffentlich ist der Krieg bald aus,
damit ich aus diesem blöden Land herauskomme.“**

Von Lutz Kroneberg

Nur einen Tag nach seiner Ankunft in der Ukraine, nahe Odessa, weiß Franz Jacobsmeyer, dass er hier in einem Land ist, wo er eigentlich gar nicht sein möchte. Aber er ist in dem von den Nationalsozialisten und Adolf Hitler vielbeschworenen „Lebensraum im Osten“. Wer einmal die trostlosen Weiten der Walachei in Rumänien und der Süd-Ukraine in Friedenszeiten mit dem Zug durchfuhr, hat eine ungefähre Vorstellung von der landschaftlichen Unendlichkeit, die auf die Seele des Fremden drückt. Und dann noch im kalten Winter, der auch bis April für meterhohen Schnee sorgt, während des Krieges – mit einer hochschwangeren Frau zu Hause. Pech gehabt. Franz Jacobsmeyer weiß es. Schon einen Tag nach seiner zweiwöchigen Bahnfahrt bis in die Ukraine versucht er, die Daheimgebliebenen zu trösten. Gesundheitlich gehe es ihm „noch“ gut. Und wenn seine Frau den kleinen Jungen oder das kleine Mädchen geboren habe, solle man ihn würdig vertreten. Eine Todesahnung? Auf jeden Fall weiß er, dass er in der Ukraine nichts verloren hat, aber alles verlieren kann.

Nur eine Woche nach seiner Ankunft schreibt er an seine Mutter und seine Geschwister einen zweiten Brief. Unter dem Aspekt, dass Soldatenbriefe einer Zensur unterlagen, codiert er seine Aussagen sehr offen. „Unsere alte Stellung haben wir geräumt, vielmehr sind wir abgelöst worden.“ Wahrscheinlich zu schwierig für die Militärzensur. Wenn man die Stellung geräumt hat, hat man sie de facto aufgegeben, und abgelöst von wem? Er schreibt nicht, von den Deutschen – es können nur die Russen und ukrainischen Einheiten der Roten Armee gewesen sein, die längst das Heft des Handelns in der Hand hatten. Da ist es nur folgerichtig, wenn er seiner Familie mitteilt, das er jetzt „richtig in den Schlamassel“ hineinkomme.

Am 27. Februar, knapp drei Wochen nach seiner Ankunft „im Osten“ spricht er von seinem „Hundeleben“ an der Front. Deutlich sagt er, dass „der Russe“ bestimmt, wo es langgeht. Die einzig verbleibende Hoffnung für ihn ist, „dass der Krieg in diesem Jahr ein Ende nimmt.“ Wer ihn beenden wird, lässt er unter der Kontrolle der Wehrmachtzensur offen.

Am 3. April – nur zwei Tage vor seinem Tod – schreibt er den letzten Brief an seine Mutter und seine Geschwister. Er erlebt in Bessarabien – dem heutigen Moldawien – und nahe dem rumänischen Iash eine gastfreundliche Bevölkerung, und bekommt noch Hühner und Eier zu essen. „Der Russe sitzt uns auf den Fersen“ - die klarste Aussage, dass die deutsche Wehrmacht nicht mehr auf dem Vormarsch ist, sondern sich in die andere Richtung orientieren muss. Zwei Meter hoher Schnee und die Kälte machen ihm zu schaffen. Von seiner Frau und seiner Familie hat er seit seiner Ankunft in der Ukraine keine

Nachricht mehr erhalten. Nicht Neues im Osten. Er rechnet jeden Tag mit Post. Am 5. April 1944 fällt Franz Jacobsmeyer in dem von der Wehrmacht wohl strategisch als so wichtig eingeschätzten Kleindorf Agronomovka. Pech gehabt. Seine Gedanken und Empfindungen sind bei seiner Frau, seinem ungeborenen Kind und seiner Familie.

Aus den wenigen Briefen spricht ein Denken, das so gar nichts mit den offiziellen Verlautbarungen der Nationalsozialisten zu tun hat. Er will nicht dort sein, wohin man ihn „verfrachtet“ hat. Lebensraum in Osten sucht er nicht. Am Krieg ist ihm das wichtigste, dass er bald aufhöre. Er sorgt sich sehr um die Gesundheit seiner Familie zu Hause – wohl wissend, dass der Krieg auch zu Hause täglich heftiger wird. Am 6. Juni 1944 landen die Alliierten in der Normandie. Im August ereignet sich rund um Iashi – nur wenige Kilometer von Agronomovka entfernt - eine der größten Katastrophen der deutschen Militärgeschichte. Die 8. Armee der Wehrmacht ist von russisch-ukrainischen Panzerverbänden, die sehr variabel operieren, eingekreist. In wenig mehr als einer Woche fallen ca. 350.000 deutsche Soldaten. Nur wenige Überlebende gelangen nach Deutschland zurück. Dort werden sie hastig Kompanien zugeteilt, die den Vormarsch der Alliierten im Westen aufhalten sollen. Überlebt haben von der 8. Armee nur sehr, sehr wenige. Franz Jacobsmeyer und die Millionen anderer hatten keine Chance.

9/2011